

Walter Grond
Mein Tagtraum Triest
Roman



Auflage:

4 3 2 1
2018 2017 2016 2015

HAYMON tb 30

Ungekürzte Taschenbuchausgabe
Haymon Taschenbuch, Innsbruck-Wien 2015
www.haymonverlag.at

© Haymon Verlag, Innsbruck-Wien 2012

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

ISBN 978-3-7099-7809-2

Unschlag- und Buchgestaltung nach Entwürfen von
hoerzeder grafische gestaltung, Scheffau/Tirol
Unschlag: hoerzeder grafische gestaltung, Scheffau/Tirol
Satz: Da-TeX Gerd Blumenstein, Leipzig
Coverfoto: Kurt Hörzeder
Autorenfoto: Daniela Matejschek

Gedruckt auf umweltfreundlichem,
chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

ich nicht in Worte fassen konnte, an mich selbst als noch ungeformte Zellmasse, für die in diesem Moment das gesamte Schicksal wie in einem Würfelspiel festgelegt wird.

Mit der Erregung stellte sich auch die Panik wieder ein. Ich musste an die erbärmlichen Schreie denken, wenn im Klosterhof Schweine geschlachtet worden waren, und ich mir vorgestellt hatte, das Tier sehe dabei zu, wie es in einzelne Teile zerschnitten wird, gequälter als je eine Kreatur, aber von nun an dazu ermächtigt, seinen Peinigern in deren Träumen zu erscheinen.

Solche Abgründe sind verlockend, weil sich in ihnen die Welt als vollständig zeigt. Nach dem Tod meines Vaters war ich verzweifelt und zugleich wie von Sinnen. Je mehr ich mich schuldig sprach, desto gefangener war ich im Handeln, stüchtig nach einem sadistischen Universum. Auch das Geschlecht des Präfekten war Teil des Absoluten, in das ich mich geworfen fühlte, es gleich den Fresken in der Stiftskirche, all den Bildern der Apokalypse, da sich die Erde eines nicht allzu fernem Tages öffnet und alles in einem einzigen Triumphzug des Allmächtigen untergeht.

Vielleicht sah ich mich in diesem Kurzer zwischen Torcello und Venedig zugleich am Tor zum Paradies und zur Hölle, und hörte doch nur das Tuckern des Motors und das Krichern des Fischers. Ein pubertierenden Seelchen geriet außer sich. Es gab für mich kein zu Hause, nur das Gerücht, dass die Zeemanns von irgendwo herkamen, und nichts war verlockender, als sich die Welt vom Leib zu halten, an einem unbestimmten Ort zu sein und so ganz bei sich zu bleiben.

Verschlungene Wege

Wie aus dichtem Nebel tauchen in meinen Tagträumen die Hügel über Triest vor meinen Augen auf. Ich sehe eine dieser alten Villen von Opicina, in der das Geheimnis der Zeemanns seinen Ursprung haben könnte. Ich höre das Plätschern eines Zierbrunnens, es ist eine hübsche Veranda, in der ich die Paradiessucher ausfindig mache. Sie genießen den Blick auf die Haime mit den alten Olivenbäumen, das immergrüne Gebüsch der Macchie, durch die sich die Spur einer Wildschweinrotte zieht, auf die Zypressen und Steinmauern, dieses perfekte italienische Bühnenbild. Die offizielle Inszenierung einer archaischen Welt, in der augenblicklich jeder Stein zum Leben erwachen und sich der Nebel als Mantel eines überirdischen Wesens, das unser Leben bestimmt, erweisen könnte.

Eine bestimmte Niedergeschlagenheit blieb bis zum heutigen Tag die Zeemannsche Grundstimmung. Sie resultiert aus der Erkenntnis, niemals zur richtigen Zeit am richtigen Ort zu sein, die Idee ist immer zu groß für den vorhandenen Körper: Ob es meinem Großvater ebenso ergangen war? Ich kenne keine einzige Äuße-

runge, ohnehin kaum ein Lebenszeugnis von ihm, nur ein paar Dokumente, Fotos, einen kurzen Film und das Qualifikations-Grundbuchheft der k. u. k. Kriegsmarine, das ich im Kriegesarchiv in Wien ausheben ließ. Fast alles über ihn ist verschwunden, das Persönliche nie festgehalten oder von meinen Tanten zur Seite geschafft worden, und, was seine Arbeit als Werftdirektor betrifft, von der italienischen Verwaltung eliminiert oder in fernen Archiven vergraben. Von meinem Großvater blieb nicht viel mehr als eine imposante Grabinschrift übrig, eine in Goldlettern verfasste Gravur, die ein ganzes Leben im Dienst der Marine definiert, das eines Ingenieurs, der am Ende seines Lebens pflichtbewusst in Reih und Glied zurücktritt und im Offizierskorps verschwindet.

All die Begegnungen, das Glück und das Unglück meines Großvaters sind im Dunkeln. Als Adjutant und jugendlicher Freund von Siegfried Popper, dem einzigen Schiffbauingenieur der österreichischen Marine, der es jemals zum Admiral gebracht hatte, verkehrte mein Großvater in hohen Offizierskreisen. Siegfried Popper sollte einmal der Vormund meines Vaters werden wie sechs Jahrzehnte später der Onkel meiner. Ich aber weiß über Siegfried Popper nur, was meine Tanten erzählten, und das ließ darauf schließen, dass er am Ende seines Lebens wie die alte Welt, der er gedient hatte, aus der Geschichte verschwunden ist. Und da ich in den Listen des Ghettos Theresienstadt keinen aus Prag deportierten Namensvetter finde, der als sein Nachfahre zu deuten wäre, gehe ich davon aus, dass Siegfried Popper zeitlebens Junggeselle und kinderlos blieb. Wie das Grab meines Großvaters in Graz ist ebenfalls jenes von Popper auf dem jüdischen Friedhof von Prag die letzte Ruhestätte eines Mannes, der

lange in Triest gelebt hatte, und wie das Leben meines Großvaters beginnt auch das von Siegfried Popper in Mähren, der nördlichsten Provinz der Donaumonarchie, und führt, geprägt von den Entwicklungen des technischen Zeitalters, ans adriatische Meer.

Siegfried Popper stammte aus Prag, sein Vater war Galanteriewarenhändler. Im jüdischen Bürgertum, humanistisch gebildet und doch aufgeschlossen für den Fortschritt, wuchs damals eine Reihe von bedeutenden Ingenieuren heran. Popper studierte an der technischen Hochschule in Prag sowie an der Maschinenbauschule in Karlsruhe, und arbeitete danach als Konstrukteur in Prager Maschinenfabriken.

Dass in diesen Jahrzehnten die Monarchien zu zerbrechen begannen, und der Ruf nach dem nationalen Staat Landstrich für Landstrich in Europa erfasste, erwies sich vor allem für Österreich folgenreich. Der Vielvölkerstaat galt als das Feindbild der Nationalisten schlechthin, seine Zerschlagung als deren vordringliches Ziel, weil nur der Nationalismus Fortschritt und Wohlstand ermöglichen. Nach Florenz war 1849 auch Venedig von Habsburg an Italien gefallen, daher die kaiserliche Marine nach Triest und Pola, dem verbliebenem Zugang Österreichs zum Meer, verlegt worden. Für die venezianischen Offiziere, Ingenieure, Matrosen galt es Ersatz zu finden, und viele Seeleute wurden in Böhmen oder Mähren rekrutiert. Einem unpolitischen Studenten in Prag musste im Ohr geblieben sein, mit welcher Inbrunst der Kaiser bei der Eröffnung der Eisenbahnlinie über den Semmering Triest als seine *höchst treue* Stadt beschworen hatte. Auch konnten ihm die Schlagzeilen über den Bau des Suezkanals kaum entgangen sein, mit dem sich die Freihandelsstadt an der nördlichen Adria zum Zentrum des

Handels zwischen Europa und dem Orient entwickeln sollte. Triest stünde also die prächtigste Zukunft bevor.

Einen Abenteurer jener Zeit dürfte die Aussicht beflügelt haben, als Marineoffizier die Welt aus der Gemächtlichkeit in das Zeitalter der Beschleunigung zu führen. Träumerrisch mag Siegfried Popper auf die Meerbuscht von Triest hinabgeschaut haben, als er, gerade einundzwanzig Jahre alt geworden, zum Schiffbauingenieur ernannt, und ihm in der Wert San Rocco die Bauaufsicht über die ersten gepanzerten Eisenschiffe übertragen wurde. Welche Illusionen, Parallelwelten, da andernorts noch stolze Schiffzimmerer die Werften beherrschten, gesetzte Männer einer Zunft, deren Wort keinen Widerspruch duldete, nun aber in Triest, wo der Holzschiffbau keine große Rolle spielte, kaum der Pubertät Entwachsene, Burschen mit Oberlippenfaum und weichen Händen, die Konstruktionsbüros besetzten und in den aufstrebenden Hütten, Gießereien und Schlosserwerkstätten das Sagen hatten.

Und da sich Europa in ein gigantisches Wettrüsten stürzte, führte auch der Weg des kaiserlichen Marinebeamten zu den modernen englischen Werften, die eine neue Ära der Zerstörungsmöglichkeiten einläuteten. Dort wurden Kriegsschiffe gebaut, deren Waffen ganze Küstenstriche auslöschen könnten, und deren Motoren die Seeleute in die Unterwasserwelt abtauchen ließen. Um die österreichische Flotte mit Schiffen dieser neuen Torpedoklasse auszustatten, hatte der Reichstag entschieden, zwei Schiffe in Newcastle bauen zu lassen, und deren Bauaufsicht war Siegfried Popper anvertraut worden. Dabei verblüfte der junge Mann mit einer scharfsinnigen Beobachtung, die sogar den Chefkonstrukteur der Royal Navy auf den Plan rief. Popper hatte den Konstruktionsfehler eines Torpedo-

schiffes aufgespürt, das nach den vorgelegten Plänen schon beim Stapellauf gesunken wäre, und war von nun an ein umworbener Mann.

Im Jahr 1882 hält sich der junge Triestiner Ingenieur aus Prag in Newcastle auf, und ein Jahrzehnt später wird ihn mein Großvater bei seinen Reisen nach England begleiten. Das Reisen war für die beiden Marineoffiziere normal, und ebenso wendig wechselten sie vom Deutschen ins Italienische, Französische, Englische oder Russische. Schließlich sollten sie nicht auf allen Kontinenten Kolonien erobern und einer einzigen mächtigen Sprache untertan machen, sondern ihren Vielvölkerstaat vor dem Auseinanderbrechen bewahren – wenn nötig mit Waffengewalt, vor allem aber mit bürokratischem Geschick.

Zwar verfügte das Reich, dem die beiden dienten, über eine Verfassung, die moderner nicht hätte sein können, da sie die Idee des Volkes mit dem Gebrauch der Sprache gleichsetzte, weshalb in Prag die Amtssprache Tschechisch, in Triest Italienisch und in Wien Deutsch war. Unter dem Doppeladler dienten so viele verschiedene Völker, dass jeder einzelnen Nation gerade ein Fleckchen Erde zur Verfügung stünde, und trotz allem schien dieser Bund derart unzeitgemäß geworden, dass sein Auseinanderbrechen nur eine Frage der Zeit war.

Ein Schiffbauingenieur der kaiserlichen Marine mochte also zugleich vergangenheitskrank sein, aber durchaus utopisch denken, und führte jedenfalls ein rastloses Leben. Berufungen in andere Winkel des Reiches gehörten für Offiziere zur Tagesordnung. Ein anderer Winkel in der Donaumonarchie bedeutete meistens eine andere Sprache, und da die Liebe kein völkisches Gefühl ist, lagen sich häufig Frauen und

Männer unterschiedlichster Kulturen in den Armen und brachten also Menschen wie meinen Vater zur Welt.

Vor einiger Zeitfreundete ich mich mit Enzo an, er stammt aus einer Triestiner Patrizierfamilie. Seine italienische Sicht auf Triest ist nostalgisch gefärbt, er träumt von einem Triest, das nicht mehr existiert und wahrscheinlich so nie existiert hat und im Grunde das *unerlöste* Triest unter den Österreichern zur Zeit meines Großvaters ist. Mich rührt die Erscheinung des Enzo Laurentini, der höflich, bestimmt und ein wenig schönselig wirkt; der die ganze Zeit über seine Rolle spielt, mediterran euphorisch und doch irgendwie steif, geschmeidig, aber unsagbar konservativ, jemand ist, der mir viel erzählt, ohne dass ich dabei auf festen Grund stoße.

In absehbarer Zeit wird Enzo die jüngste Tochter eines Mailänder Zahnarztes heiraten, die von seiner Mutter als hübsch und begabt befunden wurde. So leger er sich gibt, ist in seinem Leben das meiste vorherbestimmt. Mit ihm durch Triest zu spazieren, ist vergnüglich, er lädt uns gern in den Yachtclub ein, die Kinder planschen im Bad, und meine Frau und ich trinken Prosecco mit ihm. Beginnt Enzo mit Blick auf die schaukelnden Boote über die Bora zu sprechen, über die Winde, die vom Karst herabfallen, durch die Gassen der Stadt jagen und das Meer aufpeitschen, bekommt er glänzende Augen. Er betont das besondere Gefühl, das ein Triestiner in sich trage, und mir wird klar, diese Stadt hat keinen Platz für die zeemansche Wehmut, ja der Gedanke der verlorenen Seelen ist selbst eine Chi-märe, freilich eine, die mich nicht loslässt.

Mein Triest nährt sich aus jenem aufgeregten Flüstern im Wohnzimmer des Elternhauses, wenn

ich nachts an der Tür lauschte und die *Triestiner* Verwandten reden hörte. Dieses Bild baut nicht auf selbstgewisse Erinnerung, denn durch die Diskretion eines solchen Lebens, wie es mein Großvater gefühlt haben mag, und die damit geweckten Spekulationen, ist mir meine Vorstellungskraft die einzige Quelle. Die geheimen Verbindungen der Psyche, ja, wenn das vorstellbar ist, die Gene der Psyche lassen mich zwar nicht wissen, was mein Großvater wirklich machte, aber doch errahnen, was er getan und was er nicht getan haben konnte. Diese Annahme jedenfalls bestimmt meine Vorstellung von Großvaters Triest.